

# In russischer Gefangenschaft

Josef Heideggers Kriegstagebuch aus dem Ersten Weltkrieg



Im Februar 1919 in der Brixener Chronik veröffentlicht: „Josef Heideggers Erlebnisse in der russischen Gefangenschaft“

**V**or 95 Jahren – am 23., 27., und 28. Februar 1919 – erschienen in der Brixener Chronik, einer Tageszeitung „für das katholische Volk“, „Josef Heideggers Erlebnisse in der russischen Gefangenschaft“. Es handelt sich dabei um ein äußerst interessantes historisches Dokument aus der Zeit des Ersten Weltkrieges. In dieser Ausgabe des *Erker* können Sie Heideggers Aufzeichnungen ungekürzt nachlesen.

Josef Heidegger, Jahrgang 1886, Stöcklwirt in Sterzing und Besitzer der silbernen Tapferkeitsmedaille, zog am 2. August 1914 als Zugführer beim 4. Tiroler Kaiserjägerregiment, 9. Kompanie, in den Krieg gegen Russland. Er machte dort sämtliche Schlachten bei Lemberg, Grodek, am San, bei Tarnow und Krakau mit und wurde am 10. Dezember 1914 bei einem Sturmangriff in den Beskiden mit dem gesamten Bataillon gefangen genommen. Die Gefangenschaft währte bis zum 20. Februar 1918. Am 29. März 1918 kehrte Heidegger in seine Heimatstadt zurück. Sein Tagebuch, in dem er alle Erlebnisse vom Tag seiner Gefangennahme bis zu seiner Heimkehr detailliert aufgezeichnet hat, entging glücklicherweise der russischen Konfiskation. Dadurch blieben seine Schilderungen der Nachwelt er-

halten. Josef Heidegger starb am 29. Mai 1949.

Aus unerklärlichen Gründen verbot im Mai 1918 das ehemalige k.u.k. Kriegspressequartier in Wien die Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen, während andere anstandslos die Zensur passieren konnten. Vollinhaltlich erschienen sind die Aufzeichnungen erst im Februar 1919 in der Brixener Chronik: „Heidegger ist vielleicht als der einzige unter Tausenden von Zurückgekehrten im unversehrten Besitze eines vollständigen Tagebuches über seine mehr als dreijährigen Erlebnisse in der russischen Gefangenschaft.“

## Gefangennahme und Abtransport

10. Dezember 1914. Ein sonniger Wintertag, mäßige Kälte. Unser Bataillon sollte zum so und sovielten Male seine Bravour wieder an den Tag legen. Es wurde zum Sturm kommandiert. Wir rückten in Schwarmlinien vor. Kaum bemerkte dies der Gegner, schritt er seinerseits mit starker Übermacht zum Gegenangriff. Wir fingen den Stoß auf und hielten tapfer stand. Endlich kam der Befehl zum Rückzug, aber es war schon zu spät. Wir sahen uns alsbald von allen Seiten von den Russen umzingelt, ein Ausweg war undenkbar. Unser ganzes Bataillon mußte die

Waffen strecken. In russischer Gefangenschaft! Scham und Schauer zugleich durchlief mich. Die abenteuerlichsten Zukunftsbilder, der Gedanke an das schreckliche Sibirien, von dem ich so manches gehört und gelesen habe, der Gedanke an die Heimat und meine Lieben, ob ich sie wohl noch einmal sehen werde, kurz, Hoffnung, Schrecken und Todesgedanken durchzuckten in buntem Durcheinander wie ein Blitzstrahl das Gehirn.

In Gruppen zu 10 und 20 Mann wurden wir abgeführt. Unter den Mitgefangenen befanden sich u. a.: Josef Tschurtschenthaler (Taisten), Martin Egenberger (Jochberg), Franz Platzer (Auer), Karl Fadum (Zams), Josef Rieser (Mayrhofen), Sebastian Moser (Breitenbach). Auch waren viele vom 3. T. Ldsch. Reg. dabei.

Der Abtransport ging zu Fuß über Bochnia nach Lemberg. Die tägliche Marschleistung betrug durchschnittlich 30 bis 40 Kilometer. Lebensmittel gab es unterwegs genügend zu kaufen. Eben wollte ich in einem Brotgeschäft in Jaroslau mein Brot bezahlen, als ich zu meinem nicht geringen Schrecken den Abgang der Geldtasche bemerkte. Im Gedränge wurde sie mir ohne Zweifel entwendet. Von da an hatte ich kein Geld mehr, was für mich in der Folgezeit natürlich sehr nachteilig war. Am 23. Dezem-

ber kamen wir in Lemberg an und wurden schon am folgenden Tage einwaggoniert. Und nun ging es in langer, fast ununterbrochener Fahrt über Kiew-Moskau-Jekaterinburg hinein in das unwirkliche Sibirien bis nach Tjumen, ungefähr 300 Kilometer hinter der europäischen Grenze. Auf der Fahrt litten wir überaus unter der grimmigen Kälte, namentlich an den Füßen; wir hatten alle erfrorene Zehen und einige sind auch erkrankt.

## In Tjumen (Sibirien)

Der 1. Jänner 1915 war der Tag unserer Ankunft in Tjumen und ich blieb dort bis zum 5. Mai 1915. Wir kamen in ein Lager mit ungefähr 3000 Gefangenen. Mit der Behandlung konnten wir hier im allgemeinen zufrieden sein. Wir hatten halbwegs zum Essen und um billiges Geld hätte man außerdem genug zu kaufen bekommen, was mir aber, weil ohne Geld, leider nicht möglich war. Von der sibirischen Kälte hat man zu Hause freilich keinen Begriff, es hatte durchschnittlich 30 bis 40 Grad unter Null. Die Lagerräume waren jedoch nicht schlecht geheizt und so hatten wir es erträglich. Die Aufseher waren freundlich mit uns; doch wenn einer nicht parieren wollte, trat die russische Peitsche in Aktion. Das Lagerleben gestaltete sich infolge der sich stets gleichbleiben-





Josef Heidegger, Stöcklwirt in Sterzing: von Dezember 1914 bis Februar 1918 in russischer Gefangenschaft

den Tagesordnung sehr eintönig und langweilig. Scheuern der Lagerräume, Brotbacken, Holzbeschaffung und Verarbeitung desselben, Wasser- und Menageholen, das waren die stets wiederkehrenden

Tagesbeschäftigungen der Gefangenen. Die größte Plage für uns war das Anstehen um die Menage, zumal um das heiße Wasser für den unvermeidlichen russischen Tee. Es dauerte oft drei Stunden, bis der letzte drankam. Und das war im Freien bei solcher Kälte. Als Charge brauchte ich nicht zu arbeiten, sondern hatte nur Aufsicht zu führen. Umsommer hatte ich daher Zeit, mich der Langleweile und trüben Stimmungen hinzugeben, an Heimat und Vaterland zu denken. Zu allem Überflusse bekam ich im Feber Rheumatismus, der mich in den Nächten, lang, wie sie hier zur Winterszeit besonders sind, nicht schlafen ließ. Der Arzt verabreichte mir als Gegenmittel bloß wirkungsloses Pulver. Zum Glück besserte sich aber mein Leiden beim Eintritt der wärmeren Jahreszeit von selbst. Selbstverständlich gaben wir uns noch mehr wie daheim der süßen Hoffnung hin. Und tatsächlich ging schon hier in Tjumen das Gerede, es sei der Friede bereits geschlossen. Ja, einige Mitgefangene bekamen Karten von der Heimat, auf denen geschrieben stand: „Wir schicken dir nichts mehr, weil inzwischen doch schon Friede ist.“

### In Semipalatinsk (Sibirien)

Am 5. Mai 1915 wurde ich mit mehreren anderen Tirolern weiter transportiert. Manche glaubten, es gehe der Heimat zu, ich aber glaubte dies nicht. Und in der Tat führte uns die Eisenbahn in die entgegengesetzte Richtung. Nach drei Tagen erreichten wir Omsk und darauf ging es zwei Tage zu Schiff südwärts dem Flusse Irtysh entlang nach Semipalatinsk. Wir wanderten wieder in ein Massenlager, in welchem wir bis zum 25. Juli 1915 verbleiben mußten. Die Lebensweise und Behandlung war von der im Lager zu Tjumen nicht wesentlich verschieden. Der Umstand der warmen Jahreszeit machte uns den Aufenthalt bei Tage im Gegensatz zum Winter natürlich angenehmer, dafür aber nahmen die Wanzen

und Flöhe in den Baracken derart überhand, daß wir die Nächte immer im Freien verbringen mußten, wo es mitunter sehr kühl und regnerisch war.

Kurze Zeit nach unserer Ankunft erschienen eines Tages tschechische Offiziere in unserem Lager und warben unter uns Leute für die russische Front an. Hiebei versprachen sie uns das Blaue vom Himmel, aber trotzdem meldete sich niemand.

Gegen Mitte Juli erfolgte die Austeilung von Wäsche, Schuhen usw., verschiedene Einteilungen und Visitationen wurden vorgenommen, es hieß, jetzt sei Friede und es ginge bald heimwärts. Am 17. Juli nachmittags ging auch ein Transport von 600 Mann fort, freilich unbekannt, wohin; einige vermuteten auf Arbeit, andere in die Heimat, und so hofften auch wir, in der kommenden Woche die Heimreise antreten zu können. Am 21. Juli abends war Vergatterung. Zu unserem Staunen traten russische Offiziere und ein Herr in Zivil auf den Plan und musternten uns von unten bis oben. Der Herr in Zivil bildete bei uns natürlich das Objekt der verschiedensten Mutmaßungen. War es ein Bauunternehmer, der sich Arbeiter aussuchte? Ober war es ein Gesandter unserer Staaten oder eines neutralen Landes? Ober war es am Ende gar unser Erlöser aus der Gefangenschaft? Welche Ansicht die richtigere war, davon wurden wir gar bald überzeugt. Schon am folgenden Tage wurde die Arbeitsmannschaft durch Ausscheiden der Maroden eingeteilt. Alles harrete gespannt der Dinge, die nächstens kommen sollten. Das Wetter war schon ganz herbstlich.

### Beim Bau der Murmanbahn

Wir wurden am 25. Juli abtransportiert. Zwar fuhren wir diesmal westwärts, aber nicht nach Hause, sondern auf Arbeit nach Nordrußland. Nach mehrwöchentlicher Fahrt kamen wir nach Petersburg. Zum erstenmale sah und betrat ich die Hauptstadt Rußlands, die Residenz des Zaren. Eigentümliche Gefühle beschlichen mich bei diesem Ge-

danken. Aber man ließ uns nicht Zeit zu langen Betrachtungen, denn wir fuhren sogleich mit Schiff durch die Newa in den Ladogasee und diesen durchquerend zum gegenüberliegenden Ufer. Von dort marschierten wir vier Tage bis Petrosawodsk am Onegasee und dann weiter nordwärts bis zur Stelle, wo der Bau der Murmanbahn seine Fortsetzung bis Archangelsk fand. Und da mußten also auch wir arbeiten. Mehrere Tausend Arbeiter, zumeist Gefangene und darunter sehr viele Tiroler, fanden wir vor. Überhaupt wurden zu so schweren Arbeiten, wie Bahnbau und Bergbau mit Vorliebe Tiroler und Deutschösterreicher und Deutschländer hergenommen, während die Angehörigen anderer Nationen, zumal die Tschechen sich zumeist einer leichteren Beschäftigung, besonders des angenehmeren Lebens bei einem Bauern erfreuen konnten.

Am 16. August begannen wir die Arbeit. An Arbeitslohn erhielten wir für den Tag 20 bis 30 Kopeken und wer mehr arbeitete, bekam noch mehr. Die Menage ließ hier aber zu wünschen übrig. Unser Magen knurrte. Zudem ist hier oben das Klima sehr

massen, und da die vollständige Entfernung derselben der russischen Bauleitung zu umständlich und zeitraubend schien, so mußten wir die Bahngleise einfach auf Schneebetten. Die Arbeit half uns über die Langweile und das Heimweh einigermaßen hinweg. Aber von Zeit zu Zeit traten die Heimatsgedanken stärker denn je in den Vordergrund, zumal, wenn wieder eine militärische oder politische Hiobspost durch die russischen Zeitungen ging. Und solche Nachrichten erfuhren wir im europäischen Rußland viel mehr wie in Sibirien.

In welcher Weise Presse und Volksmund arbeiteten, hievon nur einige Beispiele, so wie sie das Tagebuch verzeichnet enthält. 19. September 1915: „An einem dieser Tage langte die Nachricht ein, daß Friede sei, und wieder hieß es, die Deutschen seien bereits bis Petersburg vorgeückt und es sei darum von der russischen Heeresleitung an den Zaren die Anfrage gestellt worden, ob man es auf eine Beschießung der Hauptstadt ankommen lassen solle oder nicht.“ 24. Oktober 1915: „Die russischen Zeitungen schrieben, daß die



Mehrere tausend Arbeiter, darunter viele Gefangene aus Tirol, wurden beim Bau der Murmanbahn von Murmansk bis St. Petersburg (1915 – 1917) eingesetzt.

rauh und schlecht. Die Sommertage sind sehr lang. Erst gegen 1/2 11 Uhr nachts fängt es an zu dämmern und gegen 2 Uhr früh graut schon der Morgen. Im Winter hingegen dauert der Tag bloß sechs Stunden. Und erst die Kälte! Trotz der 40 Grade unter Null wurden wir aber mit Peitschen auf die Arbeit getrieben. Wir waren zwar gut gekleidet, hatten Pelzmantel, Pudelmütze und Filzstiefel, aber das half wenig gegen solch ungewohnte Bärenkälte. Diesen Winter gab es außerdem große Schnee-

von uns im Bau befindliche Bahn tatsächlich noch zu Kriegszwecken Verwendung finden soll, da in Archangelsk Kriegsmaterial in Menge aufgestapelt sei. Die Russen wären in Galizien neuerdings eingebrochen, die österr.-ung. Truppen stünden bei Minsk, die deutschen vor Petersburg. In Griechenland sollen französische und englische Truppen gelandet sein und gemeinsam mit den Serben gegen Österreich vorrücken.“ Ich gestehe, daß uns solche Nachrichten anfangs sehr aufregten, da



wir sie für bare Münze hinnahmen, aber, kaum daß wir die tollsten Widersprüche gewahr wurden, lernten wir auch alsbald, ruhig Blut zu bewahren. Allerdings, eine Überzeugung verstärkte sich in uns trotz Widerwillen aus allen diesen Nachrich-

### Dem Tode nahe

Die Folge der anstrengenden Arbeit, Unterernährung und Kälte war, daß viele Gefangene erkrankten und die meisten davon starben. Auch ich erkrankte. Am 31. Jänner 1916 konnte ich wegen der schlechten Füße nicht



Tarnow zur Zeit des Ersten Weltkrieges

ten immer mehr, nämlich, daß es mit dem Frieden und unserer Heimkehr gute Weile haben werde. Es läßt sich daher leicht denken, daß uns die Arbeit manchmal doppelt schwer wurde und daß wir unter der seelischen und körperlichen Depression schier zusammenbrachen.

Ein weiterer drückender Umstand für mich war dann das Ausbleiben jeglicher Nachricht von meiner Heimat. Bis dahin hatte ich keine einzige Karte erhalten, obwohl ganze Stöße von Postpaketen einlangten. Dabei waren auch Hunderte von Stücken, deren Adressat nicht auffindbar war, und so machten halt wir uns daran, um daraus wenigstens das eine und andere zu erfahren, wie es im engeren und weiteren Vaterlande stehe. Aus mancher Karte erfuhren wir bereits, daß die Hungersnot im Heimatreiche immer gefährvollere Formen annehme. Von den Tirolern, welche mit mir von Sibirien herfuhrten oder die ich beim Bahnbau neu antraf, sind zu nennen: Josef Rupprechter (Hinterhaslach), Simon Untermarzoner (Waidbruck), Peter Senfter (Leisach bei Lienz), Johann Unterpertinger (Franzensfeste), Josef Kasseroler (Elvas), Alexander Brugger (Sand in Taufers), Josef Rabanser (Lajen bei Bozen), Alois Fankhauser (Tur), Sebastian Mitterweißbacher (Fieberbrunn), Alois Kologna (Kelchsau), Georg Thaler (Sautens), Max Ortler (Prad), Johann Heiß von Sarthein (blieb in Sibirien zurück!), Johann Hellweger (St. Lorenzen), Anton Niederfrininger (Eppan).

mehr arbeiten. Am 2. Feber ging ich zur Marodervisite und wurde für skorbutkrank befunden. Ich konnte kaum mehr gehen, die Füße waren angeschwollen und an den Knien hatte ich starke Schmerzen. Ebenso war das Zahnfleisch angeschwollen, so daß ich kaum mehr etwas essen konnte. Das Bedenkliche meines Zustandes kam mir sofort zum Bewußtsein und ich rief darum alle Heiligen an. Allein mein Zustand verschlimmerte sich zusehends, die Füße wurden mit der Zeit ganz schwarz und auch im Munde wuchs die Schwulst, kurz, mein Körper siechte dahin.

Am 18. Feber mußten wir Maroden die Baracke verlassen. Man brachte uns in eine solche auf der Station Sigesch, Piketr 721, und dort ging es mit mir noch abwärts. Verpflegung und Behandlung waren sehr mangelhaft, die Luft ganz verpestet, die Baracke voll Ungeziefer. Nunmehr konnte ich keinen Schritt gehen, ja mich kaum erheben und nur flüssige Speisen genießen. Die ärztliche Behandlung bestand einzig in der Verabreichung von Pulver, jenes beliebte Allheilmittel in Ermangelung oder Unkenntnis anderer. Sonst kümmerte sich der Arzt um uns wenig. In solch miserablen Verhältnissen wurden wir bis zum 4. April 1916 belassen. Schon hier glaubte ich manchmal, die nächste Stunde nicht mehr zu erleben. Aber es kam noch schlechter. Am 4. April wurden wir auf die Eisenbahn verladen, diese sollte uns in das Innere Rußlands befördern. Aber,

welche Marterfahrt! Fast drei Wochen währte sie unter denkbar schlechtester Behandlung. Selten gab es im Tag einmal etwas zum Essen, meist zu zwei und drei Tagen bloß einmal. Mein Befinden war derart, daß ich der Welt schon längst Lebewohl gesagt hatte. Meine Wertgegenstände, wie die Uhr und das Geld waren stets im Besitze eines anderen. Am 16. April kamen wir nach Woloka. Dasselbst wurden die nicht mehr Transportfähigen ausgeladen. Mich hielt man noch für transportfähig. Und so ging die traurige Fahrt weiter, langsam, langsam. Endlich am 25. April, Osterdienstag, erreichten wir unsere Bestimmungsstation Kineschma (Gub. Kostroma). Dort ins Spital.

### Genesung

Es schien mir ein Wunder, daß ich lebend hier ankam, noch wunderbarer aber, daß ich so gar wieder vollständig genas. Dazu trug freilich nebst der Hilfe Gottes die gute Pflege und ärztliche Behandlung in diesem Spital bei. Letzteres entsprach in jeder Hinsicht den hygienischen Anforderungen der Neuzeit. Dann war auch der Mai überaus schön. Die Tage wurden lang, die Nächte kurz. Am 8. Mai wurde ich vom Arzte das erstmal gründlich untersucht und geimpft und die Sanitätspersonen erhielten die weiteren Weisungen. Jeden Tag wurden Injektionen gemacht bis zum 10. Juni. Zu je acht Tagen visitierte uns ein Arzt und ordnete für jeden je nach dem Krankheitsstande die entsprechende Behandlung. Jeden Dienstag gab es Bad und frische Wäsche, was uns gegen früher natürlich besonders wohlthat. Von der Ungezieferplage waren wir sohin vollständig frei. Meine Genesung machte darum rasche Fortschritte. Gegen Mitte Mai konnte ich bereits die ersten Gehversuche machen. Und die Besserungsfortschritte wurden selbst dann nicht gehemmt, als das Wetter Ende Mai regnerisch wurde und der Juni gar mit einem Schneegestöber seinen Einzug hielt. Ich hatte also ein außerordentliches Glück, mit dem Leben davonzukommen, und dies umsomehr, wenn man bedenkt, daß z.B. von 120 Mann in der Station Sigesch die Hälfte starb und daß von sieben Tirolern ich als der einzige am Leben blieb. So starb Konrad Pfurttscheller von Neustift in Stubai am 6. Mai, Alois Rief von Grähn am 26. März und Sebastian Moser von Breitenbach. Außerdem

befanden sich unter den Kranken fünf Italienisch-Südtiroler, viele Galizianer, Leute von Ober- und Niederösterreich, Mähren, Schlesien und Salzburg.

Die stürmische Juniwitterung besserte sich alsbald und wir hatten fortan schöne Tage zu verzeichnen. Es kam Pfingsten. Da ging es unter uns sehr aufgeregt zu. Alle Tage kamen neue Telegramme, z. B. daß die Russen im Vorrücken seien und jeden Tag eine große Anzahl von österreichischen und deutschen Gefangenen machten. In Frankreich aber soll die Entscheidung zu Gunsten der Deutschen in Bälde fallen. Von der Lage in Italien hörte man nur wenig.

Am 17. Juni wurden viele von denen, welche mit mir ins Spital gekommen waren, entlassen, nur ich konnte bleiben, da ich seit einigen Wochen auch augenleidend war. Am 26. Juni mußten wir das Zimmer Nr. 14 verlassen, da in dieses, wie es hieß, Verwundete von der Front hineinkämen. Und tatsächlich kamen auch zwei Tage darauf 120 Mann österreichische Verwundete, welche anfangs dieses Monats gefangen worden waren. Wir erkundigten uns natürlich bei ihnen um den Stand der Dinge, aber sie wußten nur wenig zu erzählen. Bezüglich des Kriegsendes glaubten die einen, es müsse im Herbst eintreten, die anderen aber, der Krieg werde über den Winter fortgesetzt werden. Wir wußten also soviel wie immer.

### Wieder auf Arbeit

Die Zeit meiner Entlassung aus dem Spital kam heran, am 1. Juli 1916 war ich wieder beim Doktor und dieser schickte mich jetzt fort in das Massenquartier. Hier gab es wöchentlich dreimal Fleisch: Sonntag, Dienstag, Donnerstag, an den übrigen Tagen Fischsuppe und Gasche (eine Art Polenta!), abends Kartoffelsuppe. Über Hunger konnte man sich nicht beklagen. Hier war ich unter ganz fremden Leuten und als Tiroler der einzige. Am 19. Juli ging ein kleiner Transport weg, wahrscheinlich auf Arbeit. Beim nächsten Abtransport am 27. Juli war auch ich dabei. Wir kamen nach Nerechta, im gleichen Gubernement, zunächst aber noch ins Erholungs-lager. Hier herrschte bewegtes Leben: Transporte kamen und gingen in einemfort. Auch einige Bekannte traf ich, so Johann Leitner von Unterackern (Mareit), Johann Kröll aus Finkenberg, Unterhofer Mathias von Mölten u.a. Schon anfangs August



mußten wir bahnarbeiten und von da begann das Essen wieder sparsamer zu werden; es gab weniger Brot und weniger Fleisch. Am 24. August hatte ich zum erstenmale das Glück, einer hl. Meßfeier beizuwohnen, die ein nichtdeutscher Feldkurat zelebrierte. Es war dies aber auch zugleich die letzte Gelegenheit in meiner Gefangenschaft. Ich gestehe, daß ich hiebei andächtig war, wie wohl nie in meinem bisherigen Leben. Seltenes Glück weiß man zu schätzen!

Am 2. September 1916 kamen wir fort nach Wilkowa, 50 bis 60 Kilometer von Borowitschi im Gubernement Nowgorod, zum Bahnbau auf der Strecke Rybinsk - Petersburg. Hier arbeitete ich bis zum Mai 1917. Es begannen wieder die alten Leiden von Hunger und Kälte, körperliche Anstrengung und harter Behandlung mit der russischen Knute. Dazu kamen die außergewöhnlichen großen Schneemassen, durch welche sich der Winter des Jahres 1917 ja in ganz Europa in besonderer Weise charakterisierte. Doch zum Glück überstand ich diesen Winter etwas besser wie jenen in Murman. Am 11. Feber 1917 befahl mich zwar zum zweitenmale die Skorbutkrankheit und ich kam daher wieder ins Spital, allein diesmal konnte ich schon am 21. Feber als geheilt entlassen werden.

An besonderen Begebenheiten und Nachrichten in dieser Zeit sind nur folgende zu erwähnen: Am 21. Oktober 1916 hieß es laut Zeitungsbericht, daß Kaiser Franz Josef I. gestorben sei. Unter dem 24. Dezember 1916 schrieb ich ins Tagebuch: „Zum drittenmale feiere ich das liebe Weihnachtsfest in weiter Ferne, ohne daß ich von meiner Heimat auch nur ein einzigesmal eine Nachricht erhalten hätte. Wie mag es wohl dort stehen? Gewiß auch nicht zu gut. Doppelt sehnsüchtig denkt man in solchen Zeiten nach Hause. Wie schön war es dort zu Weihnachten! Es besteht aber keine Aussicht, die Heimat noch einmal zu sehen, denn der gewaltige Krieg scheint wirklich kein Ende nehmen zu wollen.“ Am 12. Jänner 1917 erhielt ich endlich die erste Karte von meinen Angehörigen. Wie freute mich das! Ich vergaß darüber lange Zeit die Beschwerden der Arbeit. An dieser Stelle sei auch bemerkt, daß ich von allen von zu Hause an mich abgeschickten Geldsendungen nur die Hälfte bekam, Paket gar keines. Am 19. März verbreitete sich bei uns das Gerücht, der deutsche Kaiser sei

ermordet, in Rußland die Revolution ausgebrochen und der Zar gefangen gesetzt. Am 23. März erhielt ich vom Herrn Sparkasseverwalter Wild in Sterzing eine Karte mit der Trauernachricht vom Tode meiner geliebten Mutter (gestorben schon im Feber 1915!). Am 8. April, am Ostersonntag, wurde uns Feiertag gewährt und am 21. April wieder, da an demselben die Russen ihr Osterfest feierten. Die rasche Schneeschmelze verursachte zahlreiche Überschwemmungen. Im April lag noch viel Schnee. So flossen die Wochen dahin. Man freute sich wenigstens auf die kommende mildere Jahreszeit.

Am 28. Mai 1917 neuerlicher Ortswechsel, diesmal in das Gubernement Petersburg nach Tichorizlra. Natürlich wieder zum Bahnbau. Ein Unterschied von den früheren Bahnarbeiten bestand aber insoferne, daß wir hier die Arbeit im Akkord hatten. Man konnte sich auf diese Weise im Tag mehr als einen Rubel verdienen. Trotz der immer schlechter werdenden Menage - bald vier Tage, bald acht Tage lang kein Brot! - arbeitete ich aus Leibeskräften. Mein Plan war, für die Heimreise möglichst viel Geld zusammenzubringen. In den Monaten Juni und Juli wurde uns der versprochene Lohn fleißig ausbezahlt, vom August weg aber nicht mehr. Wir hörten bald, daß es in Rußland nicht mehr stimme, daß der Zar gestürzt sei und die Revolution in den Städten hohe Wellen schlage. Ebenso hörten wir am 8. August vom sukzessiven Abbröckeln der russischen Front und daß die neue russische Regierung daran denke, einen Separatfrieden zu schließen. Alle diese Nachrichten, an deren Wahrheit wir aus verschiedenen Anzeichen im Laufe der Zeit nicht mehr zweifelten, schwellten unsere Brust mit froher Zuversicht auf baldige Heimkehr. Dieser Hoffnungstern leuchtete heller denn je und ging nicht mehr unter. Infolge der geringen Menage und Vorenthaltung des verdienten Lohnes leisteten wir immer weniger Arbeit. Manchen Tag gingen wir überhaupt nicht auf Arbeit. Die Aufseher kümmerten sich ebenfalls weniger um uns und wenn sie uns schon mit der Peitsche hinaustrieben, so legten wir uns draußen nieder. Schließlich bekamen wir

gar kein Brot mehr und bloß ein paar gefrorene Kartoffel. Wir mußten daher in die Dörfer betteln gehen oder gruben uns selbst Kartoffel aus. Die Bevölkerung wurde in letzter Zeit immer freundlicher mit uns und schenkte uns gerne, was wir brauchten. Fortwährend nahmen auch Gefangene reißaus, jeden Tag ungefähr zwanzig

ich auch. Am 20. Feber nahmen unser drei, ein Deutschböhme und Paul Sibernagl aus Kastelruth, reißaus, der deutschen Front zu. Unser Marsch ging unbehelligt vonstatten. Die zurückströmenden russischen Frontsoldaten genierten uns wenig. In einer Ortschaft war das russische Zivilvolk mit dem Plündern der Magazine



Gefangenentransport: Nach mehr als dreijähriger Gefangenschaft kehrte Josef Heidegger am 29. März in seine Heimatstadt Sterzing zurück.

Mann von den verschiedenen Nachbarabschnitten, es hieß, man komme schon durch. Ich jedoch hielt dieses Wagnis vorderhand für zu gefährlich und wartete daher eine günstigere Gelegenheit ab. Und diese sollte in Bälde kommen.

### Flucht und Heimkehr

Am 21. Jänner 1918 kamen wir von Tichorizl fort. Und nun wurden wir nahezu einen Monat lang mit der Bahn einfach planlos in Rußland herumgeführt. Man wußte nicht, wohin mit uns. Zuerst kamen wir nach Moskau, dort aber nahm man uns nicht an. Dann ging es wieder zurück, von wo wir gekommen waren. Da blieben wir wieder nicht. Man schob uns jetzt nach Minsk und dort hielten wir uns auch nur vier Tage lang auf. Endlich am 15. Feber kamen wir nach Orda, ganz nahe der deutschen Front. Während dieser langen Fahrt hatten wir fast nichts zu essen, bekamen auch kein Verpflegungsgeld, darum mußten wir uns halt selbst nach Nahrungsmitteln umsehen. Wir erbeuteten manchmal ein Pferd, das wurde nun geschlachtet und verzehrt.

In Orda sahen wir nun mit eigenen Augen, wie die Russen zurückgingen, ganz regellos, der Heimat zu. Auch da gab es für uns keine Arbeit. Wir wußten auch nicht, wie lange wir bleiben dürfen. Wenn irgendwo, so war natürlich hier die günstigste Gelegenheit zur Flucht. Und diese benützte

beschäftigt. Es hieß: „Die Deutschen kommen.“ Man forderte uns auf, bei dieser Arbeit mitzuhelfen. Das taten wir auch bereitwilligst. Freilich mußten wir uns selbst bezahlt machen. Ich ergatterte ungefähr 20 Fleischkonserven und einige Kilo Zucker. Tee und einige russische Kleidungsstücke hatte ich schon bei mir. Ebenso trug ich 100 Rubel ersparten Arbeitslohn in meiner Börse. So bepackt, erreichten wir in wenigen Tagen die deutsche Front. Unsere Zahl wuchs zuletzt auf 26 Mann. Wir wurden unter militärischer Begleitung über die deutsche Front und zum deutschen Kommando in Baranowitschi geführt. Dort Entlausung. Die Deutschen wollten uns die Lebensmittel abkaufen. Ich behielt aber meine Sachen in der Voraussicht ihres notwendigen Bedarfes auf der Heimreise. Nach zwei Tagen kamen wir nach Kowel zu unserer Regierung und nach weiteren zwei Tagen nach Cholm, wo wir uns der Quarantäne unterziehen mußten. Und endlich am 29. März 1918 sah ich meine so lange entbeherte Heimat und meine sieben Angehörigen wieder. Gott sei Lob und Dank!

Lesen Sie in der nächsten Ausgabe des *Erker*:

**FÜR GOTT, KAISER UND VATERLAND! VOM SOLDATENTOD ZUM HELDENTOD**  
von Dietrich Thaler